

Der Mann, der eine Brücke war

Die Christophorus – Legende erzählt die Geschichte eines Menschen, der auf der Suche nach seiner selbst ist. Nach dem Sinn seines Lebens, nach seinem Heil, nach Gott. Die Legende steht in der Tradition einer Überzeugung, nach der es keine Gotteserkenntnis ohne Selbsterkenntnis gibt, und keine wahrhafte Selbsterkenntnis ohne Gotteserkenntnis.

Zunächst sucht Christophorus sein Heil darin, bestimmten Leitfiguren und Vorbildern nachzufolgen: Dem König und später dem Teufel – er versucht es also im Guten wie im Bösen. Zunächst auf moralisch anerkannten Wegen und solchen, die gesellschaftlich etwas gelten, weil sie Ruhm und Ehre einbringen, und dann auf Wegen, die verteufelt werden, die tabu sind.

Doch weder so noch so findet er sein Heil, weil immer wieder etwas ins Geschehen einbricht, was Angst auslöst – und damit die Enge dieser Lebensform aufdeckt. Denn Angst kommt von Enge. Diese Angst wird für Christophorus zum Anlass weiterzusuchen. Er lässt das Begrenzte und Unvollkommene hinter sich und sucht das, was wirklich tragfähig ist für sein Leben und worin er Freiheit und Erfüllung finden kann.

Der entscheidende Hinweis darauf kommt aber erst, nachdem er alle seine ihm gegebenen Möglichkeiten ausgereizt hat und an seine Grenzen gekommen ist: Da muss er erkennen, dass es ihn immer wieder in eine Sackgasse führt, solange er sich an anderen, an Vorbildern und Idolen orientiert und ihnen nachläuft.

Man kann sagen: Christophorus erweist sich als Gefangener seines begrenzten und verengten Bewusstseins. Deshalb bedarf er eines Bewusstseinswandels, der ihn nicht länger fragen lässt: Wie werde ich mich am besten meinen Vorbildern gerecht wie passe ich mich ihnen an oder ahme sie nach? Sondern der ihn fortan fragen lässt: Was ist mir gemäß? Was kann ich am besten? Was entspricht mir?

Also nicht beten, nicht fasten, sondern Leute durch den Fluss tragen, wie es seiner Stärke entspricht.

Der Eremit, der in der Legende Christophorus den Weg des gewandelten Bewusstseins weist, entspricht einer inneren Stimme, die nicht zu uns Menschen gehört, die aber dennoch in uns hörbar sein kann; eine Stimme, die sich besonders dann in unserem Bewusstsein Bahn bricht, wenn wir mit unserem „Latein am Ende“ sind und in eine umfassende Existenzkrise stürzen. Eine Stimme, die zu einem umfassenderen als unserem eigenen Bewusstsein gehört, in das hinein wir verwoben sind und das unsere Zusammenhänge besser zu durchschauen vermag, als wir das selber vermögen.

Diese Stimme ist wie die Gestalt, die uns vom anderen Ufer des Lebensflusses her winkt und uns zu Aufbruch und Neubeginn lockt. Eine Stimme, die uns segnet, wenn wir ihr vertrauen können.

Wer aufhört, sich an großen Idealbildern zu orientieren, und dem zu folgen beginnt, was ihm gemäß ist, der mag das häufig recht bescheiden wirken im Vergleich zu dem, was wir zuvor verwirklichen. Bei Christophorus sieht es so aus, dass er, anstatt dem Mächtigsten zu dienen, nun Schwächeren hilft.

Bescheiden aber in einem doppelten Sinn: Er weiß nun über sich selber Bescheid – er bleibt für sich und bei sich, er beginnt seine Einmaligkeit zu entwickeln, er beginnt der zu werden, zu dem ihn Gott geschaffen hat.

Aber dazu muss er üben, lange Zeit treu hin und her gehen, von einem Ufer zum anderen, sich immer wieder der Gefährdung durch die tiefen Wasser und ihre reißende Strömung aussetzen. Wieder und wieder taucht er in seinen Lebensstrom ein, bis er die volle Bestätigung findet: Christus, sein Heil sucht er, der stärker ist als Fürsten und Teufel, und den er hier, im Dienst an den Schwachen, die mit seiner Hilfe das Wasser durchqueren, glaubt finden zu können.

Wäre er des Betens mächtig gewesen, hätte er vielleicht jedes Mal gesprochen: „Christus, so du es bist, heiße mich über das Wasser zu dir zu kommen!“, so wie es einst der Apostel Petrus getan hatte *). Vielleicht war es ein stumpmes Gebet, einfach die Haltung vertrauensvoller Sehnsucht und frei jeglicher Bilder und Vorstellungen von dem, was er erwarten könne, von dem er durchdrungen war.

Mit jedem Gang durchs Wasser stirbt Christophorus einen kleinen Tod. Mit jedem Erreichen des Ufers ist er ein klein wenig neu geworden. Mal für Mal wird etwas fortgespült von den falschen Idealbildern, die sich als nichtig erwiesen haben. Indem er tut, was ihm entspricht, wird er frei von Angst. Sein wahres Wesen kann sich entfalten.

Er beginnt, nicht mehr zu haben, sondern zu sein: Er hat nicht länger Vorbilder, sondern ist nun er selber.

Pflicht und Neigung haben zueinander gefunden, sein Tun wird ihm zur Quelle der Kraft, der Tragende erfährt sich getragen. Nicht mehr er versucht das Leben zu formen, sondern der Lebensstrom, dem er sich aussetzt, formt ihn. Christophorus hat aufgehört zu suchen und beginnt zu finden.

All das, was sich in einem langen Hin und Her langsam und geduldig entwickelt und entfaltet, das verdichtet die Legende zu einem dramatischen Höhepunkt: Seine Taufe, als Christus ihm im buchstäblich im Nacken sitzt und die Gewalt der Wassermassen über ihn hergehen und den Starken zu ersäufen, damit Christophorus leben kann.

Mit diesem dramatischen, aber gut ausgehenden Ende erweist sich, was die ganze Zeit schon galt, ohne dass es Christophorus als Orientierung für sein Leben und Glauben bewusst gewesen wäre: Er trug Christus im Herzen. Oder lateinisch: „Christum ferebat in corde“, woraus der Name Christophorus abgeleitet ist.